

DIETER HENRICH

Dies Ich, das viel besagt

Fichtes Einsicht nachdenken



VITTORIO KLOSTERMANN

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten
sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© Vittorio Klostermann GmbH · Frankfurt am Main · 2019

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die des Nachdrucks und der
Übersetzung. Ohne Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, dieses
Werk oder Teile in einem photomechanischen oder sonstigen Reproduktions-
verfahren oder unter Verwendung elektronischer Systeme zu verarbeiten, zu
vervielfältigen und zu verbreiten.

Gedruckt auf Eos Werkdruck von Salzer.
Alterungsbeständig und PEFC-zertifiziert
Druck und Bindung: Hubert & Co., Göttingen
Printed in Germany
ISBN 978-3-465-04317-1

INHALT

Im Vorblick	VII
Fichtes ursprüngliche Einsicht (1966)	I
Der Einsicht nachdenken (2019)	51
Siglen-Verzeichnis und Konkordanz	303

IM VORBLICK

Im Folgenden werden zwei Texte vorgelegt. Der erste erschien schon vor einem halben Jahrhundert. Der zweite denkt in Buchlänge in den Spuren des ersten und unter neuen Gesichtspunkten nach. Der große Abstand zwischen beiden und das Interesse, das der erste Text fand, war ein Grund dafür, ihn ohne Veränderung und wie ein Dokument weiter zur Verfügung zu halten. Dass aber seine Problemstellung weder aufgelöst noch abgeschlossen entfaltet ist, führt dazu, dass sie noch einmal von Grund aus durchdacht werden soll.

Die Abhandlung von 1966 hatte die Probleme, die im Nachdenken über Selbstbewusstsein aufkommen, nicht allein in deren sachlichem Gehalt aufgenommen. Sie wollte diesem Thema das Gewicht zurückgewinnen, das ihm zukommt, das ihm aber in allen philosophischen Schulen, welche in jener Zeit vorherrschten, abgesprochen war. So schrieb sie Johann Gottlieb Fichte das bleibende historische Verdienst zu, eben dies Problem als erster in der Tiefe erfasst zu haben und es maßgebend für sein philosophisches Programm werden zu lassen. Wird aber ein Problem entfaltet, indem die Leistung eines Philosophen deutlich profiliert wird, so wird damit der Gang seines Denkens zur gleichen Zeit zum Thema gemacht.

Dies erklärt eine der Schwierigkeiten, die dem zweiten Text innewohnt, der wegen seiner weit überwiegenden Länge und seiner neuen Argumentation der Haupttext dieses Buches ist. Zugleich mit der Entfaltung seines Problems muss in diesem Text sowohl die Interpretation von Fichtes Werk neu und gründlicher durchdacht wie auch die Argumentation der Abhandlung durchleuchtet werden.

Aber auf das Problem, dem schon die frühere Abhandlung vor allem zugewendet war, ist auch der Haupttext dieses Buches ausgerichtet. Durch den Titel des Buches ist das angezeigt.

„Dies Ich, das viel besagt“ (*„ce Moi, qui dit beaucoup“*) ist ein Zitat aus einem Manuskript von Leibniz, in dem er 1686 die Grundzüge seiner philosophischen Konzeption in eine Übersicht gebracht hat.¹

¹ *Discours de Métaphysique*, Ziffer 34 (dort mit besonderem Nachdruck als *„ce MOY, qui dit beaucoup“* geschrieben. Siehe auch Anm. 45 auf S. 129).

Es ist das Wort ‚ich‘, durch das schon für Leibniz so viel besagt ist. Mit ihm wird zunächst einmal die innere Einheit aller einzelnen Wesen angezeigt und verdeutlicht. Sie ist von einer Art, die sie von dem gänzlich unterscheidet, was man als das Kleinste, das nicht mehr Teilbare, im Raum und oder in der Zeit sucht. Dass sich aber nur die geistigen Subjekte in dieser Einheit auch kennen und bezeichnen können, unterscheidet sie von allen Wesen, die nicht imstande sind, zu überlegen, über sich selbst zu urteilen und sich an Grundsätzen zu orientieren.

Für Fichte gelten solche Unterscheidungen, mit denen dies viele angezeigt ist, ebenso wie für Leibniz. Was aber das Wort ‚ich‘ für ihn vielsagend macht und ihn als Philosophen vor die eine Frage bringt, in der sich alle anderen Fragen konzentrieren, liegt diesen Aussagen über das Wesen der Geister gänzlich voraus. Es ist eine Tatsache, die Leibniz wie selbstverständlich in Anspruch nahm. Fichte war allerdings schon durch Kant veranlasst, anhaltend über sie nachzudenken. So kam es dazu, dass sie ihm in einem Moment, den er selbst als entscheidend für sein philosophisches Leben erfuhr, in einem ganz neuen Licht erschien: Man darf sich durchaus nicht zusammen mit der Vormeinung dem Subjekt, welches ‚dies ich‘ zu gebrauchen weiß, zuwenden, dass seine Verfassung, zumal die Möglichkeit seiner Selbstbeziehung, mühelos zu begreifen sei. In der Aufgabe, sie zu verstehen und zu explizieren, ist vielmehr die größte Herausforderung für die Philosophie gelegen. Ihre zentrale und grundlegende Stellung in allem Verstehen begründet jedoch zugleich die Erwartung, dass derjenige, der sie erschließt, den Schlüssel zu einem umfassenden Aufschluss in der Hand hält.

Diese beiden Momente machen in ihrem Zusammenhang das aus, was ‚Fichtes ursprüngliche Einsicht‘ zu nennen ist. Sie ist sein bleibender Beitrag zur philosophischen Erkenntnis und der Motor in der langen Folge seiner Vorlesungen zur philosophischen Grundlehre, in denen er seine Konzeption mit immer neu einsetzenden Entwürfen ausarbeitete.

Dass diese Einsicht nicht auf der Hand liegt, folgt aus ihrer Komplexion. Leibniz schien sie unbeachtet zu lassen. Kant unterschied allerdings bereits die erschließende Bedeutung von ‚diesem Ich‘ von den ontologischen Implikationen, mit denen es auf eine Weise, die der Aufklärung bedarf, verbunden ist. Vor allem wies er aber seine

strukturegebende Funktion in allen Akten der Erkenntnis auf. Aber er vermied es doch, die Energie seines Denkens auf die innere Komplexion im Vollzug eines Gedankens von ‚diesem Ich‘ zu konzentrieren.

In ihrem Zentrum ergibt sich für Fichte diese Komplexion daraus, dass das Selbstwissen von dem, was sich als Subjekt kennt, nicht in einer Selbstbeziehung bestehen kann, von der man wie in einer Beobachtung feststellt, dass sie unter irgendwelchen Bedingungen eintritt und vorliegt. Sie muss eine solche Selbstbeziehung sein, innerhalb derer von ihr explizit und als solcher Kenntnis genommen ist – und dies wieder so, dass das Faktum und die Kenntnis von ihm nicht aufeinander folgen, sondern in selbst einsichtiger Notwendigkeit aneinander gebunden sind.

Man darf wohl vermuten, dass dem, der diesen Formulierungen für kurze Zeit nachdenkt, schon etwas von der Art und dem Gewicht der Verwicklungen aufgeht, das in Fichtes ursprünglicher Einsicht eingeschlossen ist. Das Wissen von sich selbst ist jedem so nahe und vertraut, dass ihm zunächst einmal scheint, es müsse sich von allem am allerleichtesten verstehen lassen. Wer aber beharrlich versucht, seine Verfassung zu erklären, wird schnell dahin geführt, sich mit einem höchst komplexen Sachverhalt und in ihm einem höchst vertrackten Problem ausgesetzt zu sehen, das ihn in sich ständig aufs Neue hintergehenden Versuchen der Verständigung über es vor sich her treibt.

Fichte ist es mit seinem gesamten Lebenswerk so ergangen. Dabei wird man aber, wiewohl von fern, noch immer nachvollziehen können, wieso er sich als der Entdecker des Schlüssels zu einer ganz neuen Verfahrensart auf einem Territorium, das zuvor noch von niemandem betreten wurde, angelangt sah und zu seiner Erschließung befähigt wusste.

In einer solchen Situation wird sich freilich dann auch jeder, der die moderne Erfahrung mit der Kraft der Selbstkritik an vermeintlich unverrückbaren Voraussetzungen mitvollzogen hat, für eine zweifelnde Nachfrage öffnen: Ob etwa all die Folgerungen, die den Ausgriff zu einem neuen Grundkonzept des philosophischen Denkens, welches das Paradox nicht scheut, freigeben, aber auch erzwingen, einer versteckten und nicht erwogenen Voraussetzung geschuldet sind, die preiszugeben wäre. Für die Blickbahn, die Fichte erschlossen hat, kann eine solche Voraussetzung nur in der Annah-

me gelegen sein, die Sachverhalte, die mit dem Wort ‚ich‘ angezeigt werden, schlossen eine Selbstbeziehung ein, innerhalb derer von ihr selbst Wissen besteht.

Ich bin diesem Verdacht bald nach der Veröffentlichung der Abhandlung nachgegangen.² Er konnte die Möglichkeit geltend machen, dass sich das spontane Denken samt der Bildung einer Form sprachlicher Mitteilung einen Grundsachverhalt, den es nicht transparent machen konnte, über eine naheliegende Interpretation aneignen musste – auch wenn diese Interpretation nicht konsistent zu machen sein sollte. Doch ich habe die Versuche, welche diesem Verdacht entsprangen, nach einigen Jahren wieder aufgegeben. Denn sie zwangen mich zu theoretischen Konstruktionen bei der Verständigung über den Grundsachverhalt ‚dieses Ich‘, die erkennbar gekünstelt und ohne die Fähigkeit zu einem überlegenen Aufschluss waren. Ihr Recht war also nur noch aus dem Ziel abzuleiten, jene Annahmen zu vermeiden, die dem Sprachgebrauch innewohnen und die auch Fichte als Ausgangsevidenz gelten gelassen hatte. Daraus ergab sich eine Bestätigung zumindest für jene zentrale Folgerung, die Fichte alsbald gezogen hatte: Dass die Fähigkeit zur analytischen Erklärung komplexer Tatsachen vor ‚diesem Ich‘ an seine Grenze gekommen ist. Diesen Zusammenhang muss man begreifen, nicht aber meinen, eine Grundevidenz alles Verstehens in ihr Gegenteil

² Die im Folgenden genannten drei Texte gehören diesem Versuch zu: *Selbstbewusstsein – kritische Einleitung in eine Theorie* in: ‚Hermeneutik und Dialektik‘. Hrsg. Konrad Cramer u.a., Tübingen 1970, Band II, S. 257–285; *Selbstbewusstsein und Bewusstsein* in: ‚e-Journal Philosophie der Psychologie‘ mit einem neuen Vorwort von 2007. Dies ist der Text eines Vortrags in Hamburg vom Sommer 1971; *Die Transzendenz der Person in der Einheit des Bewusstseins* in: unveröffentlichte Festschrift für Wilhelm Anz 1975. – Bei dieser Gelegenheit sollte nun auch der Gehalt von Buchtexten charakterisiert werden, deren Titel mit dem dieses neuen Buches eine Verbindung anzeigen: *Grundlegung aus dem Ich*, Frankfurt/Main 2004 (2 Bände) entwickelt die Ergebnisse meiner Forschungen zur Vorgeschichte des Idealismus, in welcher dem Problem und der Stellung von Selbstbewusstsein eine Schlüsselbedeutung zuwuchs. *Denken und Selbstsein*, Frankfurt/Main 2007 ist eine systematische Untersuchung, in der philosophische Gedanken zu einigen Bereichen der Philosophie entwickelt werden, welche an die Konzeption von Selbstwissen anzuschließen sind (Ethik, Gesellschaft, Freiheit). Nur der vorliegende Text beschäftigt sich in Buchform ausschließlich mit der Möglichkeit eines Aufschlusses über Selbstbewusstsein als solches. Manche weitere kleinere Veröffentlichungen zu diesem Thema sind in ihm erwähnt.

umwenden zu können. Erst darauf setzte Fichte seine Idee von einem philosophischen System in Arbeit, das dann jedoch letztlich jene Grundtatsache nicht unverkürzt in ein neu zu konzipierendes Verstehen überführen konnte.

Diese Thesen werden in dem folgenden Haupttext begründet und aus Fichtes ursprünglicher Einsicht selbst in einer Eindeutigkeit entwickelt, welche die vorausgehende Abhandlung nicht erreichte. Er versucht, in diesem Zusammenhang die Hürden auszumachen, welche das für Fichte maßgebende Modell eines philosophischen Systems bei der Entfaltung und der Integration der eigenen ursprünglichen Einsicht niemals zu überwinden vermag. Über den Kontrast zu dieser Diagnose gelangt sie schließlich auch dahin, Fichtes Modell eines Systems den Umriss einer anderen Konzeption entgegenzustellen, die nicht derselben Ambition folgt, die aber jener Hürde gewachsen bleibt. Man könnte sagen, dass diese Konzeption Immanuel Kants Denken aufnimmt und weiterführt, nachdem sie sich der Nagelprobe von Fichtes Einsicht ausgesetzt hat. Dazu ist es eben auch nötig, Fichtes Denkweg von seiner Motivation her, wenn auch nur in seinen Grundzügen, nachzudenken und zu versuchen, ihm auf den Grund zu kommen.

Zu einem solchen Resultat trägt wesentlich ein Zug in der Verfassung dessen bei, was von ‚diesem ich‘ angezeigt wird. Er wird in dem folgenden Haupttext früh eingeführt und durchzieht dann seine Argumentation in mehreren ihrer Schritte. In Bezug auf ihn wird dargelegt, dass dem Selbstbewusstsein eine Verfassung von strikt invariabler, also einsichtig allgemeiner Gültigkeit eignet – aber so, dass gerade kraft ihrer nur ein jeweils einzelner Fall solchen Subjektseins für sich selbst erschlossen ist. Die Analyse dieser Implikation wird dann nur so weit geführt, dass die zentrale Stellung von Selbstbewusstsein in allem Verstehen, die wiederum von Fichtes Einsicht wie von Kant beansprucht worden war, noch auf andere Weise einsichtig wird.

Ein halbes Jahrhundert ist zwischen dem Erscheinen der Abhandlung und der Publikation dieses neuen Buches vergangen. Man möchte wohl meinen, diese Zeit müsse genügen, um zu einer für den Autor definitiven Auskunft über die Abhandlung von 1966, damit aber vor allem zur letztverbindlichen Darlegung der Sache zu kommen, um die es ihr gegangen ist. Dem steht jedoch zunächst einmal

die Dynamik in der Niederschrift eines jeden Buches entgegen. Man muss immer einen Ansatz setzen und dabei einen Aufbau noch vage im Blick haben, der sich im Arbeitsgang auf eine Weise zu bewähren hat, die sich in dem Impuls zu folgerichtiger, dichter und umsichtiger Ausgestaltung nicht vorab festlegen lässt. Die alte Abhandlung unterscheidet sich von dem neuen Haupttext in dieser Hinsicht ganz und gar nicht. Zudem muss dieses neue Buch in seiner Entwicklung zwischen Bezugnahmen auf die Abhandlung, auf Fichtes Begründungen und auf philosophische Grundfragen möglichst einsichtig und übersehbar hin und her navigieren. Die Grundfrage, die hier im Zentrum steht, setzt weiterhin eigentümliche und ungewöhnliche Zugangsbedingungen. Das, worauf sie sich bezieht, lässt sich weder über Beschreibungen noch über die Einfügung in ein systematisches Gefüge deutlich machen. Es verlangt für sich schon nach einer Verdeutlichung, die unter verschiedenen Gesichtspunkten immer wieder neu ansetzt – und das an den Grenzen dessen, was sich in der Sprache bestimmt genug artikulieren lässt.³ Es bleibt nur zu hoffen, dass die Steuermannskunst des Autors dieser Aufgabe noch gerecht wird.

Des Weiteren gehen aus dem, was als ‚dies Ich‘ angezeigt wird, durchaus spezifische Schwierigkeiten hervor, die zum Teil hier schon erwähnt wurden. Grundlegungsfragen – zumal dann, wenn sie allbezüglich sind – lassen ständig erneut Grundzweifel aufkommen. Für diese gilt noch insbesondere, dass sie es immer wieder verlangen, auf Aspekte der gesamten Problemlage Rücksicht zu neh-

³ So ist diese Aufgabe gewiss nicht durch Zufall der Anlass dazu gewesen, dass die Sprachform, in der sich die nachkantische Philosophie mitteilte und entfaltete, von der gewöhnlichen Sprache – auch von deren Gebrauch auf einer höchsten Stufe der Abstraktion – radikal abzuweichen und sich in einem Gegenzug zu ihm zu artikulieren begann. In diesem Prozess kommt ein wesentlicher Aspekt der Formationsbedingungen des nachkantischen Idealismus zum Ausdruck. Die Entwicklung von Fichtes Werk war für ihn ebenso initial, wie sie für ihn repräsentativ ist. Kant konnte sich dieser Tendenz noch entziehen. Im vorliegenden Buch ist das Gleiche in Beziehung auf das Ausgangsproblem des Idealismus, die Selbstbeziehung im Subjekt, ebenfalls versucht. Die Philosophie einer späteren Zeit hat ohnedies immer eine diagnostische Distanz zu den Motiven des Idealismus zu wahren. Sie könnte also an eine Sprachform des Idealismus allenfalls zugleich damit anschließen, dass sie deren Rechtsgrund untersucht und sie in ihrem Gebrauch zugleich kontinuierlich reflektiert und verdeutlicht. – Dieser Grundsatz des Verfahrens ist ebenso für meine Versuche zur Verständigung über Hegels spekulative Logik leitend gewesen, die bald nach der Abhandlung über Fichte publiziert wurden.

men, die, um über sie eine erste Klarheit zu gewinnen, schon eine weite Abweichung vom Leitfaden der Argumentation nötig werden lässt. Als ein Beispiel dafür mag hier dienen, dass mit der Ablösung von Leibniz' Ontologie der Subjekte die Frage virulent wurde, in welchem Sinn und aus welchem Grund überhaupt noch ferner von der Identität von Subjekten die Rede sein kann – ob sie nicht durch die Rede von Episoden und Phasen von Kontinuität zu ersetzen wäre. In dem Haupttext ist darauf verzichtet worden, diese heftig debattierte Frage überhaupt aufzubringen. Dabei ist doch klar, dass ich in meiner Absicht, das Verstehen des Selbstwissens mit der Verständigung über das bewusste Leben des Menschen zu verbinden, auf den Gewinn eines starken Sinns der Identität der Subjekte ziele. In dem Haupttext wird dann noch allgemeiner darüber gesprochen, warum ich ein Buch, das den einmal ins Auge gefassten Titel einer ‚Theorie der Subjektivität‘ tragen könnte, schließlich nicht mehr ins Auge gefasst habe.

Aber es ist mir in hohem Alter doch möglich geworden, dies Buch zum Abschluss zu bringen. Dass das in kaum eineinhalb Jahren gelang, verdanke ich der Hilfe von Jüngeren, die an seinem Thema Interesse haben – überwiegend von Freunden und Kollegen, die Autoren eigener Arbeiten zu ihm sind. Manfred Frank und Tobias Rosefeldt haben mir, da ich kaum noch in Bibliotheken gelangen kann, bei den Nachweisen zu den im Text zitierten und erwähnten Quellen wesentliche Hilfe gegeben. Den Text selbst haben ganz oder zum Teil in kritischer Lektüre Manfred Frank, Christian Klotz und Andreas Kemmerling bearbeitet. In Berlin haben Roland Krause und Michael Oberst, in München Flavio Auer und Michael Schwingenschlögl zu der Bearbeitung der Datei beigetragen. Das Buch erscheint bei Vittorio Klostermann. An den Vater des Verlegers, der den Band mit dem Text der Abhandlung und dann deren separate Ausgabe veranlasste, habe ich freundliche Erinnerungen. Der gegenwärtige Verleger hat lange und einfühlsam für eine neue Auflage der Abhandlung in erweitertem Zusammenhang geworben. In seiner gegenwärtigen Gestalt hat der Band seine eigene kompetente Betreuung und die von Martin Warny und Anastasia Urban erfahren. Ihnen allen sage ich meinen Dank!

München, im März 2019

FICHTES URSPRÜNGLICHE EINSICHT

(1966)

Fichtes ursprüngliche Einsicht erschien zunächst in der Festschrift für Wolfgang Cramer, die Dieter Henrich und Hans Wagner unter dem Titel *Subjektivität und Metaphysik* 1966 bei Klostermann herausgaben. Im Jahr darauf veröffentlichte Klostermann die Abhandlung unverändert als Einzelschrift. Die Seitenanfänge der beiden Erstausgaben sind im Folgenden durch senkrechte Striche markiert. Eine Konkordanz befindet sich auf den Seiten 304 f.

In den ersten beiden Drucken von ‚Fichtes ursprüngliche Einsicht‘ (1966 und 1967) wird vor allem auf die von I. H. Fichte herausgegebene Gesamtausgabe von Fichtes Schriften verwiesen, sowie auf den zweiten Band der von H. Jacob herausgegebenen Ausgabe von Fichtes nachgelassenen Schriften: Auf J. G. Fichte, *Sämtliche Werke*, hrsg. von Immanuel Hermann Fichte, Berlin 1845–1846 (Band 9–11 ursprünglich als *Johann Gottlieb Fichtes nachgelassene Werke*, Bonn 1834–35 und deren seitengleichen Nachdruck Berlin 1971) wird hier verwiesen durch ‚FSW‘ (Fichtes sämtliche Werke) und durch Angabe von Band und Seite. Auf J. G. Fichte, *Nachgelassene Schriften aus den Jahren 1790–1800*, hrsg. von Hans Jacob, Berlin 1937 wird verwiesen durch ‚NL‘ (Nachgelassene Schriften) und durch Angabe der Seite.

Die ursprünglichen Verweise werden in dieser Neuausgabe ergänzt um Verweise auf die entsprechenden Stellen in der Akademie-Ausgabe in eckigen Klammern: J. G. Fichte-Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, hrsg. von Erich Fuchs, Hans Gliwitzky, Reinhard Lauth und Peter K. Schneider, Stuttgart-Bad Cannstatt 1962–2012. Diese Verweise erfolgen durch ‚FGA‘ (Fichte-Gesamtausgabe) sowie Angabe von Abteilung, Band und Seite.

Die Verweise auf die Schriften Kants wurden in dieser Neuausgabe der Zitationsweise des Haupttextes nicht angeglichen.

INHALT

Einleitung	5
I. Ich ist Reflexion seiner selbst	7
II. Ich setzt sich schlechthin	15
III. Ich setzt sich als sich setzend	19
IV. Ich ist Kraft, der ein Auge eingesetzt ist	23
V. Ich ist Erscheinung	35
VI. Nachweise zur Entwicklungsgeschichte	38
VII. Ausblick	47

EINLEITUNG

„Selbstbewußtsein“ ist das Prinzip von Fichtes Denken. Dieser Umstand allein genügt, ihm das Ohr der Gegenwart zu verschließen. Denn gegenwärtige Philosophie ist ebenso wie gegenwärtige Kunst aus dem Mißtrauen gegen den pathetischen Klang der Rede vom Ich gekommen. Sie hat ihm das Concretum „Existenz“ und die versachlichte Analyse der Sprache entgegengestellt. So gründet sich Fichtes Ruhm nur noch auf die verblassende Erinnerung einer Tradition, der eine oft nur mühsam erbrachte Bewunderung gilt.

Es ist deshalb schwer, Fichtes Denken nicht nur als Dokument der Geschichte, sondern als einen Beitrag zur Einsicht vorzustellen. Das aber soll im folgenden geschehen. Es soll gezeigt werden, daß Fichte am Beginn seines philosophischen Lebensweges eine Entdeckung gemacht hat. Zunächst war sie nicht so sehr die Feststellung eines Sachverhaltes, als die einer Schwierigkeit, eines Problems: Er sah ein, daß sich das „Selbstbewußtsein“, welches die Philosophie schon lange vor ihm als Erkenntnisgrund in Anspruch genommen hatte, nur unter Bedingungen denken läßt, die zuvor nicht beachtet worden waren. Dieses Problem wurde zum Leitfaden seiner Überlegungen, noch ehe er es ausdrücklich formulieren konnte. Auf dem verschlungenen Weg seiner Wissenschaftslehre ist er der Lösung näher gekommen. Wo sie ihm nicht gelang, da hat er doch die Fragestellung vorangetrieben, – so weit, daß ihm zu folgen auch heute noch lernen heißt. Wer nach einem angemessenen Begriff von „Selbstbewußtsein“ sucht, der muß auf Fichte und auf seine noch unverstandene Erkenntnis zurückkommen. Durch die hermetische Apodiktizität seiner Rednersprache und durch den gewaltigen Schatten Hegels ist sie zu früh und zu Unrecht verdunkelt worden. |

Der Gang der Begründung dieser These soll zugleich dazu beitragen, die Beziehung der gegenwärtigen Philosophie zu Fichte, zum Idealismus überhaupt, zu differenzieren. Noch gilt allgemein, daß der historische Ort seines Denkens eine Übersteigerung neuzeitlichen Bewußtseins ist, das wenig später in seine Krise geriet. Die Philosophie des Ich wird als die Theorie einer Gleichung genommen, die Selbstsein und Selbstmacht identifiziert. Ihre Genese erscheint

als ein Prozeß zunehmender Anmaßung und Vermessenheit der Subjektivität. Mit Descartes soll sie begonnen, in Fichte aber ihren Höhepunkt erreicht haben. Neben dieser historischen Ortsbestimmung Fichtes wird ihm nur die Bedeutung gelassen, zur Entfaltung von Hegels Dialektik einiges beigetragen zu haben.

Bei solcher Einschätzung bleibt der sachliche Gehalt seiner Lehre ebenso im Dunkel wie die Motive, die sie vorangetrieben haben. Werden sie jedoch sichtbar, so verschwindet auch der Eindruck, es sei mit jener Zurechnung zur vermeintlichen Hybris des neuzeitlichen Geistes Erhebliches ausgesagt worden. Sie folgt aus der Selbsttäuschung einer Gegenwart, die stets das lebhaftere Bedürfnis hat, sich im Gegenzug gegen ihre Herkunft zu definieren, und die dabei verkennt, was ihr vorgearbeitet hat und wem sie im Interesse ihrer Selbstverständigung verbunden sein muß. Wer sich auf Fichtes Sache einläßt, für den verliert mit der Globaldiagnose über seine Philosophie auch jene Diagnose der modernen Welt an Überzeugungskraft, welche ihren höchsten philosophischen Ausdruck in Nietzsches Formel von der Äquivalenz von Nihilismus und Wille zur Macht und den Fichte des absoluten Ich als ihren Vorbereiter erkennt. Das Interesse an Fichtes ursprünglicher Einsicht gilt deshalb nicht nur einem wichtigen Thema der philosophischen Theorie. Es gilt der Möglichkeit einer Philosophie, welche mit den Grundzügen gegenwärtigen Bewußtseins im Einklang steht.

Im folgenden wird dieses Interesse jedoch in den Hintergrund treten. Die Schwierigkeiten, Fichtes Sache zum Sprechen zu bringen, sind groß genug. Zu einem guten Teil ergeben sie sich aus der Verfassung der Texte. Nur wenige Werke hat Fichte selbst der Öffentlichkeit übergeben. Nur eines von ihnen entwickelt die Grundlegung seiner Philosophie, die Wissenschaftslehre von 1794. Aber auch für sie gilt, was von allen Vorlesungskursen Fichtes gesagt werden kann: Daß ihre Konzeption während der Niederschrift modifiziert wurde. So ist Fichte auch jedem Versuch, ihn auf den Buchstaben seiner Werke festzulegen, mit dem Rat entgegengetreten, man möge sich in den Gesichtspunkt des Ganzen versetzen; die Durchführung sei fast stets mangelhaft. Noch in seinen letzten Jahren glaubte er, die Idee der Wissenschaftslehre weit klarer als je zu fassen und darzustellen. Unter solchen Umständen ist es verständlich, daß bisher eine diskutierende Fichteinterpretation nicht zustande gekommen ist, und

zu vermuten, daß sie auch bei günstigeren Geschicken seiner Nachwirkung schwerlich früher hätte entstehen können. Die Szene wird beherrscht von allgemeinen Darstellungen, Interpretationen im Hinblick auf Hegel und gelehrten Biographien im bewegten Ambiente der Zeit. Analysen, wie die von Gueroult und Gurwitsch, haben kaum Aufnahme und keine Nachfolge gefunden.¹

Auch was gegenwärtig geleistet zu werden vermag, kann nicht mehr als Vorbereitung künftigen Verstehens sein. Etwa die Hälfte von Fichtes Werk ist bisher noch nicht entzifferter Nachlaß. Die Ausgabe, auf die man sich stützen muß, bietet die meisten Wissenschaftslehren in einer vom Sohn überarbeiteten Fassung. Keine Interpretation steht deshalb durchweg auf dem Fundament gesicherter Texte. Fichtes Empfehlung, von der Idee des Ganzen auszugehen, muß auch aus diesem Grunde beachtet werden.

So ist die folgende Analyse aus vielen Gründen mehr an der Sache als an den Texten orientiert. Fichtes ursprüngliche Einsicht wird als ein Beitrag zur Theorie des Selbstbewußtseins verstanden und diskutiert. Dabei wird sich zugleich ergeben, daß auch die Entwicklung der Wissenschaftslehre als fortschreitende Analyse eines Begriffs vom Ich gedeutet werden kann und muß. Wer diesen Fortschritt nicht versteht, der kann auch die historische Interpretation von Fichtes Werk und seine philosophische Biographie nur wenig fördern. Insbesondere ist er außerstande, eine sichere Stellung zu der bekannten Kardinalfrage zu gewinnen, ob und in welchem Sinne in ihr ein grundlegender Wandel zu verzeichnen ist. Aber auch historische Interpretation und Auslegung der Texte sind Aufgaben von eigenem Gewicht. Nachdem zunächst von ihnen abgesehen wird, soll am Schluß auch zu ihrer Lösung beigetragen werden. |

I. ICH IST REFLEXION SEINER SELBST

Man kann den historischen Weg der Entstehung einer Theorie des Selbstbewußtseins in mehrere Epochen gliedern. Am Anfang der dritten ist Fichtes eigentümlicher Ort. Nach einer Vorgeschichte,

¹ G. Gurwitsch, *Fichtes System der konkreten Ethik*, Tübingen 1924. – M. Gueroult, *L'évolution et la structure de la Doctrine de la Science*, Paris 1930.

die von der späten Antike bis in die frühe Neuzeit reicht, hat Descartes zuerst das Ich zum Prinzip der Philosophie gemacht. Er fand in ihm den Grund der Evidenz aller möglichen Erkenntnis. Leibniz ging weiter und sah, daß Selbstbewußtsein das Modell der metaphysischen Grundbegriffe von Kraft und Substanz ist. So wurde es zum Grund des Gehaltes, nicht nur der Gewißheit der Ontologie. Dann lehrte John Locke des weiteren, das ‚Ich‘ sei nur ein Akt der Identifizierung mit sich selber. Damit war die Möglichkeit unterbunden, ontologische Begriffe, die etwa aus dem Selbstbewußtsein gewonnen werden können, rückläufig zu dessen Definition zu verwenden. Leibniz' vielsagendes Ich war zu einem ortlosen Rätselwesen geworden, an dessen Existenz Hume seine Zweifel anmeldete. Doch Jean Jacques Rousseau folgte Locke, als er aussprach, das Selbstbewußtsein sei die Voraussetzung jener Verbindung, die wir herstellen, wenn wir urteilen. Durch ihn wurde das Ich zum Prinzip der Theorie der Logik. Und seiner Anregung ist Kant gefolgt. Er machte das Ich zum ‚höchsten Punkt‘ der Transzendentalphilosophie, an den zunächst die ganze Logik und nach ihr die Lehre vom Erkennen der Gegenstände geheftet werden muß.

Alle diese Theorien haben gemeinsam das Selbstbewußtsein zum ausgezeichneten Thema. Auch ist es in ihnen fast durchgängig als Prinzip verstanden, aus dem anderes Wissen begründet werden kann. Gerade weil das Interesse an seiner Begründungsfunktion vorherrscht, wird das Selbstbewußtsein aber nicht auf das hin untersucht, was es an ihm selber ist und wie es als solches gedacht werden kann. Untersucht werden seine Relationen zu anderem, kraft deren es gründendes Prinzip ist – bei Descartes von Evidenzen, bei Leibniz von Kategorien, bei Rousseau und bei Kant von Urteilen.

Trotz dieser Beschränkung des Untersuchungsfeldes und auch der Verschiedenheit ihrer Thesen zum Trotz leitet alle diese Theorien dieselbe Vorstellung von der Struktur des Ich. Kant hat sie ausgesprochen und gelegentlich erörtert: Er denkt das Ich als jenen Akt, in dem das Subjekt des Wissens von allen besonderen Gegenständen ab | sieht, sich in sich selbst zurückwendet und so die stetige Einheit seiner mit sich gewahrt. Im einzigen Fall des Selbstbewußtseins sind Gedanke und Gedachtes, Haben und Gehabtes, Noesis und Noema nicht voneinander unterschieden. Wo Ich ist, da ist beides, das Subjekt und dies Subjekt als sein Gegenstand. Auch können wir das Ich-

DER EINSICHT NACHDENKEN

(2019)

INHALT

I. HORIZONTE DER EINSICHT

1.	Warum eine unveränderte Auflage	55
2.	Der Akzent im Titel	62
3.	Setzen	73
4.	Für-sich-sein und Begrenztsein	79
5.	Einziges Ich und einzelne Subjekte	84
6.	Einssein im Selbstsein?	90
7.	Selbstbezug und Selbstbewusstsein	103
8.	Sonderstellung von Selbstbewusstsein	108
9.	Synthesis im Selbstsein	120
10.	Was ist Subjektivität?	125
11.	„Dieses Ich“ als Ausgangspunkt alles Verstehens	129

II. DAS PROBLEM IM ZENTRUM

A.	<i>Zugänge in der analytischen Philosophie</i>	133
12.	Ich-Gedanken und Sprache	133
13.	Quine, Davidson, Tugendhat	135
14.	Verfahrensfragen	141
15.	Castañeda und die Ansätze in der Philosophy of Mind	150
B.	<i>Klärungen im Bezug auf Fichte</i>	162
16.	Die drei Formeln, methodisch betrachtet	162
17.	Die Schlüsselbedeutung der dritten Formel	167
18.	Umstellung von Ich auf Wissen	173
19.	Allgemeinheit und Einzelheit im „Ich“	178
20.	Das einzelne Subjekt in der Abhandlung	184
21.	Hölderlins Gewicht in Fichtes Problemkreis	197

III. ALTERNATIVEN IM BAUPLAN

- | | | |
|-----|--|-----|
| 22. | „Das Wissen“ als Prinzip – Aufbau und Folgeproblem | 203 |
| 23. | Fichtes Einsicht, in den Grenzen ihrer Explikation erneut verdeutlicht | 232 |
| 24. | Grundzüge der Einzelheit von Subjekten | 253 |
| 25. | Das Profil einer anderen Konzeption | 268 |

IV. EIN RÜCKBLICK ZUM HINTERGRUND

- | | | |
|-----|---------------------------------------|-----|
| 26. | Kants Aussagen über Selbstbewusstsein | 283 |
|-----|---------------------------------------|-----|

I. HORIZONTE DER EINSICHT

1. WARUM EINE UNVERÄNDERTE AUFLAGE

Philosophische Gedanken bauen sich auf in einem vielgliedrigen Terrain. Sie erfassen ein Problem, und wollen es entfalten und lösen. Dabei müssen sie es aus einem Zusammenhang aufnehmen und in ihm orten, für den es Bedeutung hat, den sie aber nicht zur gleichen Zeit ausmessen und übersichtlich werden lassen können.

Sie gehen davon aus, dass die Klarheit, die sich aus der Entfaltung des Problems ergibt, von Bedeutung für den gesamten Zusammenhang sein wird, in den es einbegriffen ist. Der Bezug auf ihn und die Aussicht, welche die Entwicklung eines Gedankenganges verspricht, spielen überall in dessen eigene Abfolge hinein. Wo dieser Bezug in der Entfaltung eines Problems jederzeit gegenwärtig ist, kann ein Text, der diesem Problem gewidmet ist, ein größeres Interesse als dasjenige auf sich ziehen, welches dieses Problem für sich allein gewinnen würde – auch wenn es eine der Fragen betrifft, die mit dem Entschluss zum Philosophieren eng verbunden sind.

Solche Betrachtungen gewinnen ein Gewicht, wenn sich ein Autor nach einem halben Jahrhundert einem seiner eigenen Texte zuwendet, der noch immer viele Leser findet. Schon seit langem hätte dieser Text wieder zur Verfügung gestellt werden sollen. Nach einigen Jahren und dann für lange Zeit lag der Plan eines Sammelbandes mit weiteren Arbeiten nahe. Denn ich hatte bald nach dem Erscheinen der Fichte-Abhandlung einige philosophische Aufsätze und Vortragstexte geschrieben, die dem Problem der Abhandlung von einem ganz anderen Ansatz her nachgingen. Die Abhandlung entfaltete ein Problem, gab jedoch keinen definitiven Aufschluss über es. So entstanden weitere Texte, die sowohl von der wachsenden Nähe zur angelsächsischen Philosophie wie von den eigenen Forschungen zu Kant und der spekulativen Philosophie seiner Nachfolger gewonnen haben. Schon bald war für einen Sammelband aber ein weiterer Text unentbehrlich geworden. Von ihm war zu erwarten, dass er alle Überlegungen übersichtlich werden lässt, die von dem Problem veranlasst werden, dessen Gewicht von der Fichte-Abhandlung heraus-

gearbeitet worden war. Zudem sollte er das Profil einer möglichen Lösung anzeigen. Deutlich zu machen, wie tief ein Problem reicht und in welche Dimensionen es ausgreift, hat freilich in der Philosophie gegenüber dem eigenen Lösungsversuch die größere Bedeutung und nachhaltigere Wirkung – zumindest dann, wenn ein solcher Versuch nicht für eine philosophische Konzeption insgesamt, so wie Fichte es tat, eine zuvor unausdenkbare Perspektive erschließt.

Es wurde jedoch bald immer schwieriger, den Umfang und die Anlage eines solchen Bandes zu konzipieren. Die öffentlichen Kontroversen, in die ich mit dem Gewicht, das ich Fichtes Problem gegeben hatte, einbezogen worden bin, hätten in einer Bilanz berücksichtigt werden müssen. Dazu kam die weit größere Schwierigkeit, der inneren Verwicklung der Problematik, ihrer Verfung mit anderen Problemdimensionen der Philosophie und den historischen Versuchen zu ihrer Beherrschung gerecht zu werden – und das in dem Format, das für einen Abschlusstext zu einer Sammlung noch angemessen bleiben sollte. Dafür würde jedoch ein eigenes Buch notwendig sein – und für ein solches Buch müsste wieder eine eigene Form gefunden werden. Sie könnte dem linearen Aufbau der Erörterung eines einzelnen Problems nicht entsprechen, das sich isolieren lässt und auf dessen Lösung in einer einfachen Sequenz von Schritten zugegangen werden kann. Die Verschränkung gerade dieses Problems mit vielen Feldern der Philosophie, etwa der Ethik und der Ästhetik, hätte nach einer polydimensionalen Buchform verlangt, die neu hätte konzipiert und erprobt werden müssen.

Das philosophische Interesse an der Fichte-Abhandlung hielt aber weiter an, und zugleich begann man, ihr auch in der noch jungen Geschichte des Aufkommens einer kontinuierlichen Bemühung um die Erschließung von Fichtes Werk eine Bedeutung zuzuschreiben. Das alles führte schließlich zu dem Entschluss, die Abhandlung als einzelnen Text neu aufzulegen. Dabei sollte zudem jeder Eingriff in den ursprünglichen Text unterbleiben. Er war inzwischen oft zitiert und mehrfach übersetzt worden. Schon deshalb verband sich mit ihm eine Art von Anspruch auf die historische Integrität eines Dokumentes.

Und doch sprach wenig dafür, den Text in seiner alten Gestalt einfach noch einmal abzudrucken und ihn dafür rein redaktionell durchzuarbeiten, alles Weitere aber, damit jeden späteren Anschluss

an ihn und jede Kritik, die ihm galt, beiseite zu lassen und ihn also ähnlich wie einen Nachdruck zu behandeln. Wurde er nach so langer Zeit wieder vorgelegt, so war doch zumindest eine Reflexion auf die Zeit und die Bedingungen zu erwarten, unter denen er entstanden war und zu Kontroversen Anlass zu geben begann.

Dem zu entsprechen, hatte für den Verfasser notwendig zur Folge, dass er sich den eigenen Text erneut aneignen und sich in die Zeit und die Bedingungen, unter denen er entstand, zurückdenken musste. Als der Plan zu einer isolierten Neuauflage feststand, wurde also eine neuerliche Lektüre notwendig. Dabei machte ich die Erfahrung, dass ich den Text inzwischen wie den eines anderen Autors, dessen Auslegung ich mir vornahm, zu studieren hatte. Nicht nur war inzwischen die Erinnerung an die eigene Niederschrift verblasst. Es traten nun auch solche Züge deutlich hervor, die in der Erinnerung verwischt geblieben waren – zudem solche, die schon zur Zeit der Niederschrift nicht in derselben Deutlichkeit wie der Aufbau der Argumentation vor Augen standen – die damals womöglich noch gar nicht hätten formuliert werden können. Die Distanz ließ darüber hinaus sogar Differenzen zwischen Fichtes eigenen Motiven und dem Hintergrund des Begründungszieles erkennen, der den Autor selbst in seinem Zugang zu Fichte und dessen Auslegung motiviert hatte.

Jedes philosophische Werk entsteht in einer Konstellation von Problemen und Erwartungen, zu denen es sich ausdrücklich verhält, in die es aber auch ohne distanzierte Überlegung einbezogen sein kann. So haben philosophische Untersuchungen und gewichtige Exegesen immer auch einen bestimmten historischen Ort. Das gilt in herausragendem Maß für Fichtes Werk. Es entstand im Zentrum einer der gedankenreichsten und erregtesten Epochen der Geschichte der Philosophie. Fichte selbst hatte sein Programm nur wenige Jahre nach dem Beginn seines Studiums von Kants Werk und gerade an derjenigen Universität zu vertreten und zu entfalten, an der diese produktive Erregtheit zuvor schon einen Gipfel erreicht hatte.

Meine Abhandlung hatte das Ziel, in Fichtes Werk ein Grundmotiv herauszuheben – aber nicht nur, um von diesem Motiv her sein Werk als Ganzes verständlicher werden zu lassen. Sie wollte zugleich, und offensichtlich vorrangig, die Bedeutung dieses Motivs und der neuerlichen Bemühung um es für das Denken um die Mitte

des zwanzigsten Jahrhunderts deutlich herausarbeiten. Fichtes Werk wollte es als eine maßgebende Stütze bei der Erneuerung einer solchen Bemühung wirksam werden lassen.

So sollte sie wohl einerseits einen Impuls zur Bemühung um die Entschlüsselung von Fichtes schwierigem Werk ergehen lassen, das zu jener Zeit ganz im Schatten von Heideggers und Hegels Wirkung stand. Doch vor allem ging es mir darum, einem philosophischen Problem sein Gewicht zurückzugeben, das von den die Zeit beherrschenden Positionen der Philosophie ignoriert und verharmlost wurde. Darüber hinaus galt ein Interesse an ihm – über alle Kontroversen der einflussreichen Schulen hinweg – sogar als sicheres Anzeichen eines historisch überständigen und von den eigentlichen Fragen der Philosophie ebenso wie von den Lebensfragen der Gegenwart unberührten Denkens.

Fichte selbst hatte gesehen, dass mit dem Bewusstsein, das von dem Halbsatz ‚ich denke‘ und dem in ihm enthaltenen, vielleicht grundlegenden Satz ‚ich bin‘ sprachlich gefasst wird, das Gewicht eines solchen Grundmotivs verbunden ist. Dass diese Gewichtung zutrifft, sollte nicht allein dadurch unterstrichen sein, dass Fichte es in das Zentrum seines Entwurfs einer philosophischen Systematik rückte. Seine Bedeutung im Philosophieren hatte zugleich mit den Schwierigkeiten hervorzutreten, den Gehalt des Gedankens ‚Ich denke‘ deutlich zu fassen, das in ihm gelegene Potential zur Entfaltung von Folgerungen aber zugleich mit den Schwierigkeiten hervorgehen zu sehen, von denen Fichte lebenslang in immer neuen Entwürfen und Durchführungen seiner Elementarphilosophie herausgefordert blieb.

Man kann nun wohl dies Motiv von einer Seite her betrachten, in der es als ein ebenso trivialer wie für die Philosophie folgenloser grammatischer Ausdruck erscheint. Aber für Fichte war mit ihm ein ausgezeichneter, in seiner Verfassung singulärer Gehalt verbunden. Und da er in dem Gesamtbereich von Wissen und Handeln eine zentrale Stellung und eine sich auf alles erstreckende Bedeutung hat, ergab sich für Fichte die Folgerung, dass im Blick auf ihn die Begriffsbildungen und die Systemform der Philosophie insgesamt einer Revolution unterworfen werden müssen. Das unterschied ihn auch noch von Kant. Der hatte zwar zuerst in dem Selbstbewusstsein, das mit dem Vollzug von Gedanken verbunden ist, ein erschließendes

Grundfaktum gesehen. Er mied es aber, sich auf dessen innere Komplexion und die Schwierigkeiten einer Explikation, die mit einem solchen Unternehmen hervortreten würden, in einem eigenständigen Arbeitsgang einzulassen. So entfaltete er seine neue Theorie der synthetischen Operationen des Verstandes zwar in Beziehung auf dies singuläre epistemische Bewusstsein, aber ohne die ihm eigene interne Verfassung in derselben Intensität zu thematisieren und genauer aufklären zu wollen. Fichte aber fand es notwendig, beide Unternehmen, die Begründung aus dem Ich und die Analyse seiner Verfassung, in einem Zuge durchzuführen. Dazu hatte ihm die Erkenntnis einen wichtigen Anlass gegeben, dass einer neuen Skepsis, die sich auch gegen Kants Grundlegung geltend zu machen begann, allein damit zu begegnen war, dass man auf die besondere Evidenz im Vollzug des Gedankens ‚Ich‘ hinweist und deren Implikationen entwickelt.

Mit diesem Konzept entsprach Fichte zugleich einem philosophischen Programm, das sich – gleichfalls im Anschluss an Kant – mit der Aussicht einer Erkenntnis verbunden hatte, die noch über Kant hinausführt: Der Forderung, ein philosophisches System könne nur dadurch auf eine feste Grundlage gestellt werden, dass es von einem einzigen Grundsatz aus entwickelt und begründet wird. Indem Fichte dies methodische Postulat durch die Begründung aller Herleitungen aus der inneren Verfassung des Gedankens ‚Ich‘ konkretisierte, hat er es mit einem anderen Begründungsgedanken verknüpft. Er war von denen, die ihm in der Forderung nach einem einzigen Grundsatz vorausgegangen waren, weder bestimmt gefasst noch als Forderung erhoben worden. Doch für Fichte wurde der Monismus in der Verfahrensart unlösbar verbunden mit einem Monismus bei der Festsetzung des *Gehaltes*, von dem her die monistische Begründung zu organisieren war: Ein einziger Gehalt sollte mit seiner inneren Komplexion dazu genügen, die gesamte Sphäre der theoretischen und der praktischen Vernunft zumal in einem Gange durchsichtig werden zu lassen. Und ein singulärer Grundsatz sollte nur diesen einen Gehalt auf wohlbestimmte Weise ausdrücken.

Der Gehalt und die Argumentationsweise, die den Aufbau eines philosophischen Systems erlaubt, waren damit auf ganz neue Weise konzipiert. Aber der Gedanke, die Philosophie müsse alles von einem Grunde her verstehen, war so alt wie die Geschichte der Philo-

sophie selbst. Aus der realen Einheit des Prinzips, das alles verständlich werden lässt, folgt zwar nicht, dass, was immer man von ihm erkennen kann, sich von einem einzigen komplexen Gedanken her erschließen lassen muss. Beide Erkenntnisziele können aber in einen vielversprechenden Zusammenschluss gebracht werden. Und gerade zu derselben Zeit, in der die Debatte über Kants Kritik begann und Fichte ins Philosophieren gezogen wurde, hatte das Programm einer solchen Gründungseinheit eine neue Plausibilität gewonnen. In ihr wirkte sich auch das Gewicht aus, welches Spinozas Metaphysik für die Selbstverständigung einer gewandelten Bewusstseinslage des Zeitalters gewonnen hatte – für einen Aufschluss über Gottes Gegenwart im Leben der Menschen und für ihr Verstehen der Natur in einem Ganzen als einem internen Verbund.

Man darf annehmen, dass diese Zeitströmung Fichte vielfach berührt hat. Zu Beginn hatte sie in der Dynamik seines Denkens nicht die Bedeutung eines vorrangigen Motivs. Indem seine *Wissenschaftslehre* aber in einem strukturalen Zusammenhang zwischen methodischem und metaphysischem Monismus konzipiert wurde und hervortrat, war sie auch deshalb – nicht um willen ihrer eigenen Bedeutung allein – in den Bereich der Aufmerksamkeit dieser Zeittendenz getreten. Sie forderte alle, die in deren Motivationsfeld nachdachten, aber ebenso Fichte selbst dazu heraus, ihr Verhältnis zueinander zu bestimmen. Im weiteren Verlauf ist dieser Aufgabe dann sogar ein Gewicht zugewachsen, von dem die Entwicklung von Fichtes Werk um die Wende zum 19. Jahrhundert nahezu dominiert gewesen ist.

Fichtes Begabung und Kraft zu einem Denken, das Problemlagen in ihrer Genese und Tiefe durchschaut und das eine Konzeption ausbildet, welche in dieser Tiefe ansetzt, wurde stets bewundert und in seiner Zeit als ohne ihres gleichen angesehen. Es heißt nicht, diese Einschätzung zu mindern, wenn man es dennoch für ausgeschlossen hält, dass er das Feld der Motivlinien, die er aufnahm, von Beginn an in souveräner Distanz überschaute und von einem solchen Überblick her zu beherrschen vermochte. Er unterlag ihnen zuvor immer schon, und er musste häufig aufs Neue einsetzen, um die Problemlinien, die von ihnen ausgingen, in einer einzigen Argumentationssequenz zusammenzuführen, zu entfalten und zu einer Auflösung der Probleme zu bringen. Die immer wieder neu einsetzenden Varia-

tionen seiner Wissenschaftslehre sind ein Zeugnis auch dafür, dass er sich mit nicht ermüdender Entschluss- und Arbeitskraft in diese Aufgabe eingelassen hat und seine Lebenskraft ganz von ihr absorbieren ließ. Dass der Plan, dies Unternehmen in einem gedruckten Buch zu vollenden, in kaum noch erreichbare Ferne rückte, ist neben vielem anderen eine Folge dieser seiner Ausgangslage.

Was die Abhandlung von 1966 ‚Fichtes ursprüngliche *Einsicht*‘ nannte, vollzog sich nicht als das ‚Heureka‘ des plötzlichen Gewinns der richtigen *Lösung* für ein schwieriges, aber gut formuliertes Problem. Sie war die Einsicht in die Sonderstellung des intelligenten Aktes ‚Ich‘ und das Eigentümliche der Selbstbeziehung in ihm. Die Einsicht schloss die Herausforderung ein, diese singuläre Weise zu wissen angemessen zu verstehen und zu explizieren. Damit tat sich aber eine Aussicht auf, die einzig mit diesem Ausgang zu verbinden war: eine philosophische Erkenntnis zu gewinnen, der die Gewissheit eines jedem Zweifel entzogenen Grundes innewohnt. So war die Einsicht eine Blicköffnung in einem mit dem Bewusstsein von einer *Aufgabe*, die zu lösen allererst anstand und die sogar auf einen langen Weg vorauswies.

Ist die historische Situation und die Ausgangsevidenz von Fichtes Denken so zu charakterisieren, dann ergeben sich Folgerungen für die Interpretation seines Gesamtwerks: Es ist nicht möglich, die Grundlinien seines Aufbaus und seiner inneren Entwicklung zu erschließen, ohne sich im eigenen Denken den Motivationslinien seines Werkes innerhalb des Kraftfelds von deren Wechselbezug auszusetzen – obwohl man auch der Meinung zuneigen mag, dies um der Reinheit einer exegetischen Bemühung willen vermeiden zu sollen. Andernfalls wird man entweder in eine Art von Dienst an Fichtes Wort und Botschaft genötigt, die Fichte selbst am meisten missbilligt hätte. Oder man fügt sich der Notwendigkeit, Fichtes Werk de facto unter der Dominanz nur einer der Problemlinien zu explizieren, die in dessen Herausbildung wirksam geworden sind.

In der während der letzten Jahrzehnte im Umfang und in der Dichte der Forschung hoch aufgewachsenen und ausgebreiteten Literatur zu Fichte ließen sich viele Beispiele für solche Profilbeschreibungen finden. In einen adäquaten Nachvollzug seines Denkens wird man nur gelangen, wenn man die Problemlinien als solche extrapoliert, denen er zu folgen hatte, um sodann darzulegen, wie

er sie jeweils in eine Balance zu bringen vermochte.¹ Es kann nicht verwundern, dass die Fichteforschung diesem Muster nur in einer immer wieder erneuerten Bemühung nahekommt. Denn für die Philosophie bedeutsame Problemlinien werden sich immer in einer Beleuchtung abheben, die von jeweils einflussreichen Orientierungen des Denkens mit bestimmt sind. Aber ein Unterschied zwischen zwei Typen des Anschlusses an Fichte, der in der neueren Literatur deutlich hervortritt, erklärt sich doch daraus, in wie weit in ihnen die Absicht Gewicht hatte, Fichtes Denken von den Problemen her zu erschließen, die sich ihm gestellt haben. Ein solcher Zugang unterscheidet sich von Auslegungen, die Fichtes Denken einer Notwendigkeit unterworfen sehen, die ihm selbst verschlossen bleiben musste.² Aber auch dann, wenn eine im Denken Fichtes selbst wirksame Dynamik verständlich gemacht werden soll, muss dies, wenn nötig, unabhängig von den Lösungsformeln und den Selbstinterpretationen geschehen, zu denen Fichte selbst jeweils gelangt ist. Eben dies ist ja auch die Voraussetzung dafür, die Potentiale zu erkennen, die in einer durch den frühen Tod abgebrochenen Bemühung nicht ausgeschöpft werden konnten.

2. DER AKZENT IM TITEL

Doch hier geben solche Beobachtungen vor allem Anlass dazu, wieder auf die Abhandlung von 1966 zurückzukommen. Schon die Formulierung ihres Titels enthält eine Aussage darüber, dass sie nicht Fichtes Philosophie als ganze zum Thema hat – weder in einer ihrer Phasen noch ihrer gesamten Anlage nach. Sie stellt ein Problem heraus und sagt von ihm, dass es Fichte zu verdanken ist, dass dies Problem in seiner Tiefe aufgefasst und in seiner Bedeutung der Philosophie in neuer Eindringlichkeit deutlich gemacht worden ist.

¹ So zu verfahren entspricht Max Webers Methodologie eines Ausgangs von ‚objektiver Möglichkeit‘, die allererst eine adäquate Erklärung ermöglicht. Das Verfahren schließt auch ein, was ich in Beziehung auf Kant als ‚argumentanalytische Interpretation‘ bezeichnete: die Freilegung von Möglichkeiten zur Theoriebildung, über die ein Autor verfügte, ohne sie selbst ergriffen zu haben oder (aus im eigenen Werk entgegenstehenden Gründen) ergreifen zu können.

² Eine Tendenz, die schon in der Schule Hegels und später im Bereich von Heideggers Einfluss vorherrschte.

Dass dieser Akzent und die mit ihm verbundene Einschränkung des Blicks schon im Titel der Abhandlung angezeigt ist, kann durch die Offenlegung eines Hintergrunds erläutert werden, der wohl nur von sehr wenigen Lesern bemerkt werden konnte: Im Jahr 1943 erschien als selbständige Broschüre eine Abhandlung von Julius Ebbinghaus, die den Titel *Fichtes ursprüngliche Philosophie* führte.³ Titel und Text waren mir, als ich die Abhandlung schrieb, schon lange wohlbekannt. Der Text kommt einer Einführungsvorlesung gleich, die ein Kantianer mit scharfsinnigen Argumenten zugleich als eine Fundamentalkritik an Fichtes Unternehmen vorgetragen hat. Die Erklärung seiner wichtigsten Theoreme geschieht in einem durchgängigen Bezug auf Kant. Ebbinghaus will zeigen, in welcher Weise Fichte diese Lehren aufgenommen hat und inwiefern er ihnen schon in seinen Ansätzen nicht gerecht wurde, sondern sich über sie hinweggesetzt hat. So meinte Fichte, Kants Lehre von den subjektiven Bedingungen besser als ihr Autor zu verstehen. Doch dabei machte er alsbald von dem Argument Gebrauch, dass von einem Subjekt vollzogene Gedanken niemals aus irgend einem ‚Sein‘ hervorgehen können. Das zu wissen kann nur der in Anspruch nehmen, der über in irgendeinem Seienden enthaltene Möglichkeiten urteilen kann oder der „unversehens“ annimmt, das ‚Ding an sich‘ könne nur eine materielle Entität sein. Damit bewegt er sich „schon bei der Ausfahrt“ „mit dem vollen Winde der dogmatischen Metaphysik“ (S. 8).

Diese Abhandlung spricht von dem, was in Fichtes Philosophie ‚ursprünglich‘ ist, in doppeltem Sinn: Sie unterstellt, ohne darauf einzugehen, die Kenntnis, dass sich Fichtes Denken später in veränderten Gestalten ausgebildet hatte; sie will es aber nur in seiner ersten Gestalt untersuchen. Diese Gestalt soll jedoch von den Schrit-

³ „Marburger studentische Kulturblätter“, im P.J. Tonger Musikverlag Köln, 16 Seiten. Ich erhielt als junger Student ein Exemplar in fragilem Kriegspapier von dem Verfasser selbst. Dies geschah kaum fünf Jahre nach dem Erscheinen der Schrift – aber nach dem Kriegsende und dem, was Ebbinghaus ‚Deutschlands Schicksalswende‘ nannte. Dass die Abhandlung, die von einer Anpassung an nationalsozialistische Lehren und Tonlagen ganz frei ist, „im Auftrag der Gaustudentenführung Kurhessen“ (von Richard Schaal als Herausgeber) veröffentlicht werden konnte, sei als Tatsache, die als unwahrscheinlich erscheinen wird, hier angemerkt. Wieder abgedruckt wurde dieser Text in Julius Ebbinghaus, *Gesammelte Aufsätze, Vorträge und Reden*, Darmstadt 1968, S. 211–225, sowie im dritten Band von Ebbinghaus’ *Gesammelte Schriften, Interpretation und Kritik*, Bonn 1994, S. 333–347.

ten her verständlich gemacht werden, über die Fichte zu dieser seiner Philosophie gelangt war. Diese Schrittfolge lässt sich nachvollziehen, erweist sich aber zugleich als Verkehrung, mit der die Kantische ‚kritische Philosophie‘ eigentlich von Beginn an gänzlich aufgegeben, ‚in die Luft gesprengt‘ (S. 7) worden ist.

Offensichtlich kann unter solchen Bedingungen von einer *Einsicht* Fichtes nicht die Rede sein. Mit diesem Wort wird Fichte nämlich eine Leistung zugeschrieben, die als bleibender Beitrag zu den Voraussetzungen für einen letzten Aufschluss zu würdigen ist, den die Philosophie in Aussicht stellen kann. Wird diese Einsicht ‚ursprünglich‘ genannt, so bedeutet dies zudem, dass Fichte mit ihr eine ganz neue Perspektive im Philosophieren aufgeschlossen hat – dass er also nicht nur, was andere vor ihm schon als Thema aufgenommen hatten, auf eine neue Weise begründet und entfaltet hat.

Wenn aber so von einer Einsicht gesprochen wird, dann ist damit doch nicht das Ganze von Fichtes System und Lehrgebäude gemeint. Diese Einsicht wird als ein für seine Genesis wesentliches Moment *isoliert* und hervorgehoben. Es wird aber nicht nur davon ausgegangen, dass sie für Fichtes Denken durchgängig eine formative Bedeutung hatte. Mit nicht weniger Nachdruck wird betont, dass sie unabhängig von ihrer Einbettung und Ausgestaltung in Fichtes Wissenschaftslehre für die Philosophie von bleibender Bedeutung ist. Dabei ist Fichtes Einsicht sogleich als die Erschließung eines *Problems* verstanden – nicht als eine von dessen Auflösungen, die Fichte ins Auge gefasst hat und dann etwa so ausgeführt hätte, dass nunmehr an ihr unverrückt festgehalten werden könnte und sollte.

Es wird allerdings auch betont, dass Fichtes Nachdenken an einer der Stellen ein Ergebnis von bleibender Bedeutung hatte, an der er über die Vorgaben Immanuel Kants hinausgegangen ist. Das aber geschah nicht in der Art, dass Fichte – wissend oder de facto – eine Erkenntnis jenes Dinges an sich angestrebt oder in Anspruch genommen hätte, mit Bezug auf welches das Wissen des Subjektes von sich in seinem Denken aus einem realen Grund erklärt werden könnte. Fichte konnte an die verstreuten Bemerkungen Kants zum Status und der eigentümlichen Verfassung des epistemischen Subjektes in seinem Gedanken von sich anschließen, auf die Kant selbst bei der Begründung eines Einheitsprinzips für jegliche Erkenntnis von Objekten Bezug genommen hat. Er konnte in deren Bereich hin-